Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 1 (1945)
Heft: 7-8

Rubrik: Büchertisch

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Franzosen machten daraus la préambule. Die „deutsche" Form Präambel hat also aus dem Lateinischen das Prä und aus dem Französischen das weibliche Geschlecht behalten und die Endung zu el verdeutscht. Verwandt ist „Ambulant", wie bei uns merkwürdigerweise der Stempel lautet auf Briefen, die in den Bahnpostwagen eingeworfen werden. (Mancher mag sich schon gefragt haben, in welchem Kanton wohl diese Gemeinde liege.) Ein ambulanter Kranker ist ein gehfähiger, also nicht ans Bett oder Krankenhaus gefesselter, und eine Ambulanz ein Feldlazarett (also auch eine bewegliche Sache) oder ein militärischer Krankenwagen.

«Comme que comme»

In gewissen welschen Landesteilen blüht, wie wir in einem Neuenburger Blatt lesen, die Redensart „comme que comme", offenbar eine Übertragung der deutschen Formel „so wie so". Natürlich gibt es Fälle, wo diese sehr angebracht und ausdrucksvoll ist, aber der Mißbrauch, der damit heute getrieben wird, ist einfach lächerlich („Schön Wetter hüt!" — „Sowieso!"), und wenn sich die Welschen dagegen wehren, daß sie erst noch in falsches, ganz unmögliches Französisch übersetzt wird, haben sie doppelt recht. So richtig zur blödsinnigen Allerweltsformel für „ja" ist sie bei uns erst vor etwa vierzig Jahren geworden. Deutschschweizerische Soldaten sollen sie in den welschen Jura gebracht haben, wo sie dann in der Form „ainsi qu'ainsi" weiterlebte und jetzt zu „comme que comme" „verbessert" worden ist. Eine Frucht der von gewissen Leuten gerühmten schweizerischen Zweisprachigkeit.

Büchertisch

Joh. Blümel, **Die Kunst der gewinnenden Gesprächsführung.** Verlag Organisator A.G., Zürich 6. 116 S., Geh. Fr. 5.50.

Wer nach dem Titel so etwas wie den „Angenehmen Gesellschafter" oder ein mündliches Seitenstück zu einem Liebesbriefsteller erwartet hat, ist angenehm überrascht, wenn er eine wirklich „lebensnahe Anleitung zu besserm Ausdruck in der Umgangssprache und einen Weg zum Erfolg und zu den Herzen der Mitmenschen" findet. Das Buch enthält keine Mustersammlung von Gesprächen; der Beispiele von solchen sind nur wenige — aber nicht allzu wenige —; den Hauptstoff bilden die psychologisch wohlbegründeten Ratschläge. Nach einer guten Einleitung über das Wesen des Gesprächs als des wichtigsten Mittels des menschlichen Verkehrs, des geschäftlichen wie des allgemeinen, wagt es der Verfasser, seinen schweizerischen Landsleuten, für die er das Buch schreibt, vor allem — was zu empfehlen? — Höflichkeit! Denn sie sei durchaus denkbar neben gut republikanisch-demokratischer Gesinnung. Der Mangel an Form ist es ja auch, was manchem Schweizer im Ausland bei aller Tüchtigkeit und Ehrlichkeit das Fortkommen erschwert. Wohlverstanden: Blümel meint nicht äußerlichen Schliff, sondern innere Höflichkeit. Ein vernehmliches und freundliches „Danke", etwa für eine

Gratifikation, wirke besser als ein abgeschliffenes „merci". Auch der wohlvorbereiteten und zielbewußten Führung eines geschäftlichen Gesprächs solle immer Wohlwollen zugrunde liegen. Einerseits empfiehlt der Verfasser Vorsicht mit Widerspruch und Kritik, anderseits aber doch Mut, Aufrichtigkeit und Festigkeit. In einem besondern Abschnitt über „die gewinnende sprachliche Form" warnt er vor ausdrucksloser, einförmiger Sprechweise, und wenn er auch empfiehlt, sich gewisse gesellschaftliche Wendungen und Formeln anzueignen, warnt er doch auch vor Aufblähungen und Modetorheiten wie: phantastisch, fabelhaft, bäumig, grandig usw., vor dem unhöflichen Hm und Hä und dem gedankenlosen Gebrauch an sich berechtigter Formeln wie „nüd wahr" und „So so", auch vor unechter Mundart. Nach dem gesellschaftlichen Gespräch betrachtet er das geschäftliche, insbesondere das Verkaufsgespräch und schließlich das am Telephon. In dem gelungenen Gegenbeispiel haben wir nur das „Hallo!" vermißt, mit dem man dabei etwa noch begrüßt wird. Nicht recht klar ist, warum er Geschäftsherren empfiehlt, dafür zu sorgen, daß jeder seiner Angestellten „einige minimale Wendungen" in einer zweiten Sprache beherrsche. Was sind „minimale Wendungen"? Gemeint sind wohl „minimal (oder: wenigstens) einige Wendungen". Oder kann man „maximal (oder: höchstens) einige Anfangsgründe" vielleicht „einige maximale Anfangsgründe" nennen? Es muß aber gesagt sein, daß das Buch sonst in gutem, klarem, sauberm Deutsch verfaßt ist und auch deswegen empfohlen zu werden verdient, gewiß auch deswegen schon nach einem guten Vierteljahr die zweite Auflage erlebt hat. Wenn es auch besonders für junge deutschschweizerische Geschäftsleute bestimmt ist, lernen können alle daraus, die vorwärts kommen wollen. Selbst ein alter Leser, der das nicht mehr will, muß sich manchmal sagen: Hättest du das vor fünfzig Jahren gelesen, so hättest du Verschiedenes anders gemacht.

Walter Henzen, **Schriftsprache und Mundarten. Ein Ueberblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen.** Max-Niehans-Verlag, Zürich und Leipzig. 268 S., Geh. Fr. 7.50.

Das Buch ist schon vor einigen Jahren erschienen, hier aber noch nicht besprochen worden, und doch gehört seine Besprechung hieher; denn es behandelt nicht nur eine für uns Schweizer wichtige, in neuester Zeit besonders wichtige Kulturfrage, es ist an sich schon eine schweizerische Kulturleistung als Werk ungeheuren Gelehrtenfleißes. Wir pflegen von Mundart und Schriftsprache zu reden wie von zwei leicht unterscheidbaren Pflanzen, und für den Alltagsgebrauch genügt das auch. Wir gehen manchmal noch etwas tiefer und unterscheiden an der Schriftsprache mundartliche Färbungen und an einer Mundartdichtung schriftsprachliche Töne, aber mit sozusagen mikroskopischer Genauigkeit sind in diesem Werke die innersten Beziehungen der beiden Sprachformen untersucht und ihre feinsten Verbindungsfäden bloßgelegt. Dabei kommt der Verfasser schon zu Anfang zu der fesselnden Feststellung, daß von den rund

hundert Millionen Menschen deutscher Zunge kaum ein Drittel reine Mundart, sozusagen niemand reines Schriftdeutsch und alle übrigen eine Zwischenform sprechen, die man Umgangssprache nennt und die selbst wieder schwankt zwischen dem Honoratioren-schwäbisch bis zum „eisigen Repräsentationsdeutsch des Kurfürstendamms". Die uns geläufigen Ausdrücke Schriftsprache und Mundart bezeichnen also nur die Eckpfeiler einer langen, fein gegliederten Kette sprachlicher Erscheinungen, deren Einzelgliedern Henzen nachgeht. Nach einer scharfsinnigen Untersuchung der verschiedenen Ausdrücke für die beiden Hauptformen und einer lebendigen, mit Ausblicken in die sprachlich bewegte Gegenwart versehenen Darstellung ihrer Beziehungen zieht er zunächst einen Längsschnitt durch das geschichtliche Verhältnis zwischen gesprochenem und geschriebenem Deutsch vom Alt- und Mittelhochdeutschen bis zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache, zu ihrer oft mißverstandenen „Schöpfung" durch Luther und zu ihrer Verbreitung nach Norden und Süden. Dabei hing ja die Entscheidung, ob die Schweiz sie annehmen oder (wie die Niederlande) ablehnen würde, „zeitweise an einem Faden"; die Basler und Zürcher Buchdrucker haben sie entschieden. Wir erleben dann den Ausbau zur Einheitlichkeit über Opitz, Adelung und die Klassiker mit, aber auch ihre stete Beeinflussung durch die Mundarten, was besonders am Beispiel Gottfried Kellers gezeigt wird. Auf diesen geschichtlichen Längsschnitt folgt ein Querschnitt durch das jetzige und jeweilige Verhältnis der Mundarten zur Schriftsprache. Die Frage nach den Ursachen der mundartlichen Verschiedenheiten ist allerdings noch nicht recht abgeklärt. Im Vorbeigehen hören wir da z. B., daß der merkwürdige Uebergang der Lautgruppe =nd zu =ng („Hand" zu „Hang"), der gegenwärtig in der Stadt Bern die Gemüter erregt, ja gar keine landbernische Nationaleigenschaft ist, sondern auch um Köln herum vorkommt und, wie wir in einem Anhang über die wichtigsten Mundartzüge lesen, in einem breiten Band von Aachen über Hessen und Thüringen bis nach Schlesien reicht. Bei der Betrachtung der Einwirkungen der Schriftsprache auf die Mundart lesen wir, daß „eine zu zahlreiche Mundartliteratur vor allem dank der Unempfindlichkeit einer der Mundart zugetanen Lesergemeinde ihr idyllisches Dasein fristet", zur schmerzlichen Enttäuschung dessen, der „die Mundartdichtung herzlich gern sich entfalten sähe, der aber einsieht, daß es mit der äußern Lautform und einigen ausgesuchten Mundartausdrücken nicht getan ist". — Was diese Besprechung in trockenen Allgemeinheiten andeutet, ist im Buch durch eine Fülle von Beispielen lebendig und anschaulich gemacht. Es geht dem Verhältnis Schriftsprache — Mundart wirklich „auf den Nerv".

Briefkasten

J. S., B. Sie haben also in der NZZ. gelesen: „Die andern . . . bestaunten die gewaltigen Panzerwagen . . . . . und radebrechten mit den amerikanischen Soldaten", und die Form „rade b r e ch t e n" ist Ihnen aufgefallen. Wäre Ihnen „rade b r a ch e n" ge-